

ABSCHIED

Joachim Schaffer-Suchomel erweist seinem Vater die letzte Ehre.

ABSCHIED

Mit 84 Jahren erkrankte mein Vater an Demenz und verlor dadurch die wichtigsten Werkzeuge für seinen bisherigen Erfolg: den Verstand und die Sprache. Er war im Lauf seines Lebens vom kleinen Dorfschul-Lehrer zum Schulamtsdirektor für Bayern aufgestiegen – und plötzlich funktionierte seine Ratio nicht mehr. Stück für Stück fielen ganze Gehirnzentren aus.

Die zunehmende Sprachlosigkeit brachte ihn zwangsweise ins Fühlen. Besonders am Beginn seiner Krankheit – als er noch merkte, was mit ihm passiert – war er sehr verzweifelt und weinte viel. Diesen weichen Zug kannte ich bis dahin nicht an ihm. Bis zu seiner Erkrankung hatte er sich immer stark gezeigt. In seiner Demenz durfte er nachholen, was ihm während seiner Karriere nicht möglich schien, nämlich Gefühle zu zeigen.

Im Jahr 2003 übernahm ich die Pflege meines Vaters und zog mit der ganzen Familie auf einen Gutshof. Wir hatten ein Dreigenerationenhaus konzipiert, in welchem ich zusammen mit meiner Frau, unseren drei Kindern und meinen Eltern fortan lebte. Die letzten Monate seines Lebens bekamen wir auch noch Unterstützung von Helga, einer liebevollen, ungarischen Pflegerin. Meine wichtigste Erfahrung aus dieser Pflegezeit bestand darin, nicht den Vater medikamentös einstellen zu lassen, sondern mich selbst gut auf ihn einzustellen. Ich lernte, mit den Lebensthemen „Krankheit“ und „Sterben“ umzugehen und sie als Weg zur Heilung zu erleben.



Im September 2004 verstarb mein Vater in seinem neuen Domizil und im Kreise seiner Familie. Ich hätte ihn gerne nach altem Brauch drei Tage lang zu Hause aufgebahrt, doch meine Mutter bestand darauf, gleich den Bestatter zu informieren. Sie wollte den Leichnam nicht so lange im Haus wissen. Zudem hatten wir warme Spätsommertage und keinen Aufbahrungsraum mit Kühlmöglichkeit.

Am Nachmittag kam der Bestatter mit einem grauen Wagen auf den Hof gefahren. Ich führte ihn in den Raum, wo mein Vater lag. Dann holten wir den Sarg aus dem Auto, trugen ihn ins Zimmer, nahmen den Deckel ab und

hoben meinen Vater hinein. Der Bestatter griff mit beiden Händen nach dem Sargdeckel und verstand nicht, warum ich keine Anstalten mache, mit anzupacken. Er war verwirrt, ich auch... Ich fragte ihn, ob er meinen Vater nicht zurechtmachen und gut betten wolle. „Warum?“ entgegnete er. „Im Auto wird er sowieso hin und her wackeln, ... und in ein paar Tagen kommt er sowieso unter die Erde.“ Ich war perplex und konterte: „Wir werden meinen Vater so betten, dass er nicht hin und her wackeln wird. Und ich werde meinem Vater die Ehre erweisen und ihn waschen und ankleiden!“ Der Bestatter wurde stumm und steif wie ein Brett.



Es war warm im Zimmer. Ich forderte den Bestatter auf, mich beim Aufrichten des Leichnams zu unterstützen. Der Mann, der diese Arbeit anscheinend nicht gewohnt war, schwitzte, sein Schweiß tropfte auf den Toten. Helga, die das Schauspiel offenbar nicht mehr mit ansehen wollte, schob ihn zur Seite und half mir beim Ausziehen und Waschen. Wir zogen Vater ein weißes Hemd an, Helga schnitt eine dunkle Anzugsjacke an der Naht auf, damit wir sie ihm leichter überziehen konnten. Ich merkte, dass sie in solchen Dingen erfahren ist, und war ihr dankbar für diese Unterstützung. Sie band auch die Kinnlade meines Vaters mit einem Tuch fest, damit der Mund nicht mehr offenstehen musste. Am Ende holte sie zwei Münzen und legte sie auf seine Augenlider. Nach altem Brauch sind sie für den Fährmann bestimmt.

Ich konnte es mir nicht verkneifen und sagte zum Bestatter: „Die Trinkgeldfrage wäre jetzt auch geklärt.“ Er brachte kein Wort heraus und verhielt sich, als hätte er gerade Schweigegeld bekommen.

Erst jetzt nahmen er und ich den Deckel und verschlossen den Sarg. Wir trugen ihn hinaus auf den Flur, setzten ihn kurz ab, gingen dann durch die breite Eingangstür und schleppten ihn die Stein-
treppe hinunter. Der Sarg war unglaublich schwer. Eiche. Eigentlich übernahm ich hier die Aufgabe des Beifahrers, doch einen zweiten Mann hatte die Bestattungsfirma nicht zur Verfügung.

Auf dem Weg zum Leichenwagen kam uns eine Frau mit einem Kind an der Hand entgegen. Neugierig fragte das Kind: „Was ist das, Mama?“ Die Mutter antwortete zögerlich: „Das ist ein altes Möbelstück. Das muss weg.“... Ich hielt meine Zunge in Zaum und grübelte darüber nach, wie schräg in unserer Gesellschaft mit dem Tod umgegangen wird. Wie sollen wir so ein gutes Verhältnis zum Leben entwickeln? Mir kam der Spruch des Kabarettisten Hanns-Dieter Hüsch in den Sinn, der einst meinte, wir sollten, wenn wir über die 50 kämen, ab und an über den Friedhof schlendern, damit wir später nicht aus allen Wolken fielen.

Als ich wieder im Haus war, klingelte das Telefon. Der Pfarrer war am Apparat und wollte wissen, ob für meinen Vater ein Rosenkranz gebetet werden soll. Ich dachte, schaden kann es nicht, und sagte, „meinetwegen“. Daraufhin meinte der Pfarrer: „Die Gebete müssen wir aber extra berechnen.“ Wer ist „wir“, fragte ich mich – Pfarrer und Papst oder gar Pfarrer und Gott? Seit wann macht Gott Akquise? Ich lehnte undankbar ab.

Zwei Tage später wurde mein Vater beerdigt. Ich war schon etwas früher dort und bat die Chefin des Bestattungsunternehmens, ihn noch einmal sehen zu dürfen. Mit Unverständnis im Blick sagte sie: „Der Deckel ist bereits fest verschlossen. Bei den Trauergästen besteht normalerweise kein Interesse einen Leichnam zu sehen. Sie wollen den Toten doch in guter Erinnerung behalten.“

Sie griff dennoch zum Telefon, ordnete die erneute Öffnung des Sarges an und sprach dabei so kompliziert, als ginge es um eine Exhumierung. Kurze Zeit spä-

ter reichte sie mir den Leichenhaus-schlüssel mit der Warnung: „Bewegen Sie den Vorhang nicht, Sie würden erschrecken. Neben Ihrem Vater liegt einer ohne Kopf. Gestern war ein Zugunglück.“ Die Information, in welcher Gesellschaft sich mein Vater gerade befindet, hatte ich gerade noch gebraucht.

Ich betrat den Raum mit dem offenen Sarg und meinem Vater darin. Den Vorhang berührte ich nicht einmal, und dennoch wurde ich in Staunen versetzt: Das Band um die Kinnlade haben sie nicht abgenommen, aber die Münzen waren weg. Den Spruch mit dem Trinkgeld hätte ich mir verkneifen sollen. Der Fährmann wird böse sein. Kurz überlegte ich, einen neuen Versuch mit dem Fährgeld zu wagen, ließ es aber dann sein.

Die Atmosphäre war kalt, aber nicht wegen der Kühlung. Ich war mir sicher, dass mein Vater irgendwo ist, und ebenso sicher war ich, dass er nicht an diesem Ort verweilt. Schnell verließ ich das Leichenhaus. Wieder im Freien atmete ich auf und genoss die warmen Sonnenstrahlen.

Die anschließende Zeremonie des Pfarrers in der Aussegnungshalle war kühl, als würden wir uns immer noch im Leichenhaus befinden. Die vielen Ansprachen der anderen Leute waren jedoch sehr bewegend und wertschätzend. Es tat mir gut, noch einmal zu hören, was mein Vater in seinem Leben so alles gemacht und vollbracht hat.

infos

Joachim
Schaffer-Suchomel
Jg. 1951, hat Pädagogik
und Psychologie studiert
und ist Sprachexperte,
Coach und Buchautor.
Der 3-fache Vater lebt in
Barmstedt/Nähe Ham-



burg und leitet dort gemeinsam mit seiner Frau das Institut BRAINFRESH. Der Text ist ein Auszug aus seinem Buch „Vergiss es!“, das er über die Pflege seines demenzkranken Vaters geschrieben hat (erscheint im Frühjahr 2017 im mvj Verlag).

Kontakt: www.brainfresh.net